

LIZ WIESKERSTRAUCH

IN DEN
MOHN
FELDERN

***ROMAN EINER
SCHLESISCHEN
FAMILIE***



Weltbild

Liz Wieskerstrauch verarbeitet das Thema Heimatverlust aus einer neuen Perspektive: aus der Sicht der Nachgeborenen. Beschrieben wird die Geschichte einer oberschlesischen Großfamilie von der Jahrhundertwende über zwei Kriege bis heute. Es ist eine äußerlich heile, innerlich jedoch zerrüttete Familie. Dies ist vor und während des Krieges kaum spürbar, führt dann aber mit dem Verlust des Großgrundbesitzes und allen dazugehörigen Privilegien zum familiären Desaster. Für die älteren Familienmitglieder ist der Heimatverlust unüberwindbar. Die Jüngeren nehmen den Zusammenbruch letztlich doch als Chance zu einem Neubeginn.

Erzählerin ist Madeleine-Luise, genannt Malu, die die einzelnen Schicksale hinterfragt und die Folgen der weiteren Entwicklung zu verstehen sucht. »Du treibst Schindluder mit unserer Geschichte«, wirft man ihr vor, weil sie zu fragen wagt und mit ihren Spekulationen nicht immer nur das trifft, was als angenehme Wahrheit festgeschrieben wurde. Malu empfiehlt die überlieferte Erinnerung als Täuschung und erfindet gegen das Verschweigen Geschichten: von ritterlichen Vorfahren, vom Tod, vom Begehren, von Überlebenden, Mitläufern und Widerstehenden.

»So muss es gewesen sein«, behauptet Malu. »Das Erbe der Heimatvertriebenen lastet schwerer als drei Schlösser, ein Gutshaus und Tausende Hektar drumherum«, stellt sie schließlich fest und reist nach Schlesien, um zu sehen, wie die Polen sich das Land zur Heimat gemacht haben. Erst dort erfährt sie die eigentliche Wahrheit: »Womöglich war alles anders.«

Liz Wieskerstrauch

In den Mohnfeldern

Roman einer schlesischen Familie

Weltbild

Die Autorin

Liz Wieskerstrauch, 1955 in Nürnberg geboren, lebt mit ihrer Familie als freiberufliche Schriftstellerin in Bremen. Sie macht Filmportraits, arbeitet für verschiedene Feuilletons und Hörfunksender sowie gelegentlich als Moderatorin bei öffentlichen Veranstaltungen.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1993 by LangenMüller in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-917-8

Mein Dank gilt der weitverzweigten Familie meiner Mutter, deren veröffentlichten oder auch mündlich überlieferten Lebenserinnerungen ich einige Anregungen entnehmen konnte, die ich allerdings sehr frei fiktional verwendet habe.

Für Mirla

1. KAPITEL

Zwei zänkische Damen

1

Die Mundharmonika heult, dazu dumpfe Gitarrenschläge, ein Oldie aus dem Radio, oder hat er eine Kasette drin? It ain't me babe, Betonung auf me. Er steuert den VW-Bus über die Donaubrücke aus der Stadt heraus, von Sonne und Schatten gezeichnete Konturen, Kleinstadtsilhouette, schaltet in den vierten Gang und schiebt die Hand auf ihr Knie. Not me. Sie sucht die Sonnenbrille im Handschuhfach, zieht rasch das Bein hoch, seine Hand rutscht ab, legt sich auf den Schaltknüppel, ein sicherer Platz für eine Hand. Und gut, wie die Sonne durch die Baumspitzen sticht. Stets ist sie schon da, wo wir noch nicht sind. Nur der Fluss sieht aus, als rühre er sich nicht. Sie könnte immer so weiterfahren, Bob Dylan hören, den Asphalt Kilometer für Kilometer einholen, seine Hand in sicherem Abstand, der Sonne zusehen, wie sie steigt und ihnen vorausseilt, den Bäumen, die Schatten wie Nadelstreifen werfen, dem Fluss, den ein Auto auf der Straße in seinem gemächlichen Gang nicht stört.

Doch allzu früh lässt er den Bus ausrollen und parkt ihn am Waldrand. Sie steigen aus. Ein Steg führt vom Fluss weg in den Wald hinein. Es ist kühl. Bis ins Unterholz reichen die Sonnenstrahlen nicht. Sie fröstelt. Er legt ihr seine Lederjacke über die Schultern. Immer dieses Zuvorkommende. Sie sagt trotzdem Danke.

Vier Füße zwischen Farn und Moos; Tannenzapfen auf nadelbraunem Waldboden. Zwei Paar Schuhe. Er trägt Boots, sie Turnschuhe zum knappen Jeansrock. Sie sieht nichts vom Wald, nur die Schuhe auf dem Pfad. Im Gleichschritt. Die Ledernen sind blank geputzt. Immer im Gleichschritt. Sie hebt einen Tannenzapfen auf, bringt dadurch die Schuhpaare aus der Ordnung. Diesmal wird es mir nicht passieren. Erst bleibt sie hinter ihm, doch er verlangsamt seinen Schritt, bis sie ihn eingeholt hat. Schließlich gehen sie wieder nebeneinander. Kein Zweiklang, ein unsauberer Fünfvierteltakt. Sie muss hinsehen, um ihren eigenen Schritt zu bewahren. Wie mühsam es ist, der Harmonie nicht zu verfallen. Bewusst setzt sie einen Fuß vor den anderen, lässt sich nicht von seinen Füßen leiten. Der Farn hebt sich in immer dichteren, höheren Fächern vom Boden ab, fingert nach ihren Beinen. Der Waldweg verzweigt sich.

»Willst du zum Teich oder auf die Höhe hinauf?«, fragt er.

Zwei Möglichkeiten zur Entscheidung, als gäbe es keine weiteren. Man könnte zurückwollen oder ganz woandershin. »Ich möchte quer durch das Dickicht auf die Wiese.«

»Wir wollten im Wald laufen«, erwidert er.

»Du wolltest! Aber die Morgensonne kommt zwischen den Bäumen nicht durch.«

»Dir ist kalt? Du hast doch meine Jacke.«

»Da, nimm sie.« Deshalb also die Zuvorkommenheit, nur um mich danach zu bevormunden.

»So war das nicht gemeint.«

»Gut, gehen wir zum Teich«, entscheidet sie. Dass ich bloß nicht aus meiner Schrittfolge gerate! Bis zum Weiher muss ich durchhalten!

Jeden einzelnen Tritt befiehlt sie ihren Füßen. Was sonst instinktiv geschieht, muss absichtlich erfolgen. Gegen diese tückische Harmoniesucht. Als sie auf den Feldweg abbiegen, geht sie schneller. Er folgt ihrem Tempo, ohne seinen Rhythmus zu verändern. Er käme nie auf die Idee, sich meinen Schritten anzupassen, wo er doch sonst in allem gleichmacherisch tut. Nur keine Unterschiede zulassen. Die formalen Gegensätze gleicht er aus, von den unbewussten ahnt er nichts.

»Lass uns zu Pfingsten ein paar Tage verreisen«, schlägt er vor. »Zum Bodensee oder nach Heidelberg, wenn du magst.«

»Vielleicht.« Wieder zwei Varianten alternativ.

Er bleibt abrupt stehen. »Willst du nicht?«

Verdammt. Als hätte er es ihr befohlen, steht auch sie wie angenagelt. »Doch, mal sehen.« Schnell will sie weiter, weicht ihm in Worten und Schritten aus. Will wissen, ob er in meinen Takt fällt. Er läuft ihr nach. Vier Füße schwingen unabhängig voneinander vorwärts. Er weiß, wie leicht er mich zu einer Tour überreden kann, weiß nicht, dass ich weggehen und nirgendwo ankommen will.

»Wir könnten rund um den Bodensee fahren, vielleicht noch einen Abstecher in die Schweiz hinein.«

»Natürlich. Oder zum Titisee durch den Hirschsprung nach Heidelberg«, sagt sie lustlos. Ich muss Robin dazu bringen, mir im Sommer den Bus zu leihen.

»Mir ist beides recht.«

»Du hast ja beides vorgeschlagen.« Wenn er mich im Bett nicht überrascht hätte, wäre ich nicht bei ihm geblieben. Der Gedanke erschreckt sie. Sie schaut ihn an, sein Profil ernst und markant, das Profil eines Matadors. Oder ein Künstlerprofil. Unsinn! Künstler haben so unterschiedliche Gesichter wie Schornsteinfeger, wenn sie sich gewaschen haben. Aber er, er sieht interessanter aus, als er ist.

»Möchtest du woandershin?« Er hakt sich vertraulich bei ihr ein.

»O ja«, er kann mich doch noch verblüffen, »in die Toskana oder nach Venedig. Wenn das zu weit ist, nach München.«

»Wir schlafen im VW-Bus, dann ist es nicht teuer. Such dir aus, wohin du willst.«

»Wir werden abwechselnd fahren.« Dann wird Robin mir den Wagen auch im Sommer anvertrauen.

»Meinetwegen.«

»Gut, Pfingsten geht's in die Toskana.« Kunst und Chianti. Marmor und Oliven. Fresken und Zypressen. Mosaik und Pinien. Wallende Mohn- und Sonnenblumenfelder auf den Gemälden und in der Wirklichkeit.

Malu schaut auf vier Füße. Immer zwei treten gleichzeitig. Wann ist das passiert? Wieder nicht durchgehalten. Sie macht sich von ihm los, folgt im Abstand. Zu schwach zum Ungehorsam! Dabei hält man mich für widerspenstig und renitent wie meine weiblichen Vorfahren zur Jahrhundertwende. Die gute alte Zeit – immer wieder wird sie diesem missratenen Jahrhundert als Beispiel vorgehalten. Alles soll viel besser gewesen sein. Ich glaub's nicht!

Der Familienzwist, der weit bis in meine Zeit hineinreicht, hat im allerletzten Jahr des gepriesenen Jahrhunderts seinen unheilvollen Anfang genommen. Der Zank besteht über zwei Kriege und ein weiteres Nachkriegsjahrzehnt fort, wird von dort, dort: die verloren gegangene Heimat, an diesen fürstlichen Donauort getragen, bis die beiden streitsüchtigen Damen knapp nacheinander und obendrein friedlich im Josefinenstift sterben. Im selben Jahr bin ich geboren worden.

Damit man sich ein Jahrhundert später noch an Urgroßmutter Madeleine und ihre Schwägerin Luise erinnert und weil ich Tante Luses grüne Augen und Urgroßmamas strohblondes Haar geerbt habe, gibt man ihr beide Namen: Madeleine-Luise. Sie sagen Maluse zu ihr, je nach Stimmung auch Mädels, und wenn sie auf ihre Herkunft väterlicherseits anspielen oder mich ärgern wollen, setzen sie hinzu: das Malheur.
»Gleich sind wir da, Malu.«

Robin läuft vor ihr, seltsam, jetzt funktioniert der Gleichschritt sogar aus der Entfernung. Sie hält einen Moment inne, will den Abstand vergrößern und erneut einen eigenen Takt finden. Wir sind die missratene Generation, die im Krebsgang doch den Fußstapfen unserer Ahnen folgt. Nicht folgsam genug, aber auch nicht wirklich anders. Nur einer anderen Zeit ausgesetzt. Überlieferung als Fessel, ohne nachahmenswerten Gehalt. Er steht am Ufer und schaut dem Wasser zu, wie es seine lange Gestalt spiegelt und in Wellen bricht. »Komm doch.« Das sieht nicht einmal narzisstisch aus. Seine Beine in den Boots sind so fest in die Erde gestemmt, als wären sie für immer verwurzelt. Nichts will er lieber sein als so, wie seine Eltern ihn haben wollen. Er wird das Geschäft seines Vaters übernehmen, wünscht sich nichts anderes, kann sich Besseres nicht vorstellen. Das gibt ihm die Kraft, über kleine Ärgernisse hinwegzusehen. Es nimmt ihm den Blick für Details. Enten schieben Wellenringe durch das Wasser auf Robin zu und schnattern. Er sucht in den Taschen, findet nichts. Niemand in seiner Familie ist aus der Tradition herausgefallen, sie vererbt sich schmerzlos, bewusstlos. Wenn er nur etwas täte, etwas Besonderes, Auffallendes, eine Regung nur, irgendein Impuls. Wäre er doch wie Erland mit seiner steifen Eleganz, die ihn wie Patina aus Erlebtem und nie Vergehendem auszeichnet, Erland mit seiner unerschütterlichen, beharrlichen Toleranz. Würde Erland doch endlich aufhören, um Mama zu werben!

»Ich warte auf dich«, ruft Robin.

Geduldig mahnend, wie immer. Eigentlich ist er nett. Trotzdem könnte ich ihn in den nassen Spiegel schubsen.

Sie geht auf Robin zu, überlässt ihm ihre Hand.

»Was denkst du?«

»Nichts.« Sie überlegt. »Wie es vor meiner Zeit war.«

Madeleines Haar leuchtete in der Sonne wie gebleichtes Stroh. Es war auch struppig wie Stroh, hart und dick und nicht zu bändigen. Kein Hut, kein Haarband und kein Kopftuch brachte es zustande, dass das Haar angemessen ordentlich am Kopf lag. Es bäumte sich gegen die Bedeckung, quoll wie zum Trotz vorne und an den Seiten heraus, das Kopftuch rutschte, der Hut wackelte, bis Madeleine ihn entweder neu auf das Haupt drückte oder ihn wütend beiseitelegte. Dem widerspenstigen Haar war nicht beizukommen. Schließlich trug sie ihren Goldschopf wie eine Fanfare, die sie auszeichnete und sie von allen anderen unterschied. Die Widerspenstigkeit des Haars mischte sich in Madeleines Eigenschaften. Die junge Baronin von Tesch-Kamintz war schon von Weitem für jedermann als blond und trotzig erkennbar, diesen Eindruck beschwichtigten auch die blauen Augen nicht. Das Haar wird bleiben, bis es ergraut, der Trotz wird sich schon legen, spätestens wenn sie einen Mann gefunden hat, tröstete man sich in der Familie.

An Verehrern mangelte es nicht. Aber auch die Entscheidung für einen von ihnen machte Madeleine nicht weniger störrisch. Sie hatte sich für Nikolaus Graf Manowski, den jüngeren von zwei Brüdern ihrer ehemals besten Freundin Luise, entschieden. Mit Luise hatte sie sich verkracht und nannte sie seitdem, um sie zu ärgern, Luse. Das funktionierte prächtig. Sie brauchte nur den verhassten Namen zu nennen, schon verließ die zukünftige Schwägerin wutentbrannt den Salon, und Madeleine war endlich mit Nikolaus allein. Ganz so wütend, wie sie tat, war Luise nicht, sie suchte geradezu einen Grund, den beiden zu entkommen, und nutzte jede Gelegenheit, mit Hubertus, ihrem Verlobten, der wiederum Madeleines Bruder war, einige Augenblicke zu zweit zu verbringen. Madeleine hatte aus einer Handvoll ernsthafter Bewerber Nikolaus, der ihr durch Luise seit Jahren schon vertraut war, erwählt. Ihr Vater hätte für sie einen außerordentlich reichen Mann und Rittmeister bevorzugt, doch der sei ihr zu alt, hatte sie erklärt, dass er zu dick und seine Haare zu dünn waren, behielt sie für sich. Papa hätte nie von ihr verlangt, einen Mann zu heiraten, der ihr nicht gefiel. Einer hatte ihr anfangs imponiert, ein Künstler, der zwar adelig war, jedoch einen großen Teil seines Vermögens verprasst hatte und noch immer auf den großen Durchbruch mit seinen eigenartig stilisierten Gemälden hoffte, doch sie glaubte nicht recht daran.

Nikolaus war eine gute Wahl, das hatte auch Papa bestätigt. Sein fesches Äußeres sowie die Herkunft aus traditionsreichem oberschlesischen Hochadel sprachen eindeutig für ihn. Den Grafentitel, den sie Luse schon immer geneidet hatte, wollte sich Madeleine gern aneignen. Weniger behagte ihr das verhältnismäßig kleine Gut Rosnion, das Nikolaus als der Zweitgeborene zu bewirtschaften hatte, während der häufig schrofne, muffige Mauritz, insgeheim von allen Mautz genannt, als Stammhalter das wuchtige Schloss Jawrnizno mit seinen Nebengebäuden und weit ausholenden Ländereien erben würde. Sie dachte daran, wie sehr sie das hübsche elterliche Schloss Millbach und die Schneekoppe vermissen werde, und panzerte sich gegen den vorweggenommenen Schmerz mit der üblichen Renitenz.

Also bestand Madeleine darauf, nirgendwo anders als im schönen Millbach zu heiraten.

Schließlich war sie hier, am Rand des Riesengebirges aufgewachsen. Mit dem Blick aus dem Fenster ihres Jungmädchensalons sah sie die Schneekoppe wie eine Zipfelmütze in den Himmel ragen. Abends in der Dämmerung, wenn der Berg seine Silhouette zu ihr neigte, kam ihr Rübezahl in den Sinn. Wenn sie schon weit weg ins Oberschlesische ziehen und in diesem bescheidenen Gutshaus leben sollte – was ihr vorkam wie der Tausch des Paradieses gegen die Tundra –, dann wollte sie wenigstens ihren Abschied stolz im Schloss der Eltern feiern.

Nikolaus war eine Hochzeit in Millbach ebenso recht wie in Rosnion. Doch seine Schwester Luise funkelte ihn böse an. Diese Augen, die bei Wohlgefallen smaragdgrün leuchteten, wurden im Zorn rauchgrau oder sogar schwarz, so dunkel wie die fast schwarzen Haare, die Luise schulterlang in geordneten Wellen trug. Sie, die heilfroh war, der oberschlesischen Provinz zu entkommen, und sich gehässig darüber freute, dass Madeleine, was den Wohnort betraf, einen schlechten Tausch einging, gönnte ihr nicht einmal dieses letzte Fest im Haus ihrer Eltern. Luise selbst wollte unbedingt im Schloss Millbach heiraten, und, das wusste sie, der Baron von Tesch-Kamintz würde nur eine Hochzeit ausrichten, nicht zwei große Feste knapp hintereinander! Die Schneekoppe und die Rübezahl-Märchen interessierten Luise wenig. Sie war von der Vorstellung beeindruckt, in der Nähe des Dichters Gerhart Hauptmann zu wohnen, der in einem der Nachbardörfer lebte. Bei einem Spaziergang könnte sie ihm begegnen. Sie würde ihn auf seine Werke ansprechen, nahm sie sich vor. Immerhin hatte sie den »Bahnwärter Thiel« im Lyzeum lesen müssen und zusammen mit dem ganzen Pulk Klosterschülerinnen im Breslauer Theater »Fuhrmann Henschel« gesehen. Madeleine gab dauernd damit an, dass sie mit ihrem Vater einmal bei Gerhart Hauptmann empfangen worden sei. Kein Wort hatte der Dichter mit den beiden gewechselt, ihnen lediglich die Hand gereicht. Obwohl diese Begebenheit einige Jahre zurücklag, behauptete Madeleine in immer neuen Ausschmückungen, der Dichter habe wie geblendet auf ihr Haar geschaut. Zur Bestätigung wies sie auf eines seiner Stücke, in dem eine strohblonde Frau vorkam, und triumphierte: Siehst du, ich habe ihn inspiriert. Luise nahm sich vor, den Dichter mit ihren smaragdgrünen Augen ebenso zu betören.

Für Luise war ihre Hochzeit kein Abschied, sondern ein Einzug in die amüsante Welt eines Kurortes. Dies sollte prunkvoll vonstattengehen, da war ihr das freundliche Millbacher Schloss im Hufeisenschnitt mit dem Schieferdach über hochherrschaftlichem Gebäude gerade recht. Mit den herrlichen Fresken schlanker Frauen auf der Stuckfassade an beiden Seiten der Fenster gefiel es ihr weit besser als das Schloss ihrer Eltern im oberschlesischen Jawrnizno, das eher einer Burg glich und mit seinem wuchtigen Turm dem Dorf einen verdrießlichen Ernst aufdrückte. Wenn sie so darüber sprach, wurde sie gescholten, weil man, wie ihr bestätigt wurde, seinen Besitz durchaus präsentieren sollte, aber, und darauf kam es ihnen an, in Worten zumindest bescheiden zu sein hatte. Insgeheim hatte Luise einen anderen Grund. Keinesfalls wollte sie in Jawrnizno heiraten, das würde sie partout verhindern. Sie fürchtete, die Hedwigs-Kirche dort würde ihr Unglück bringen, denn mit ihr verband sich eine traurige Geschichte: Großmutter Hedwig hatte die Kirche bauen lassen, um ein Gelübde einzulösen. Nachdem ihr erster Sohn im Kindbett gestorben war, hatte sie für den Fall, dass sie einen zweiten Sohn bekäme,

geschworen, nach Vollendung seines achtzehnten Lebensjahres eine Kirche für das Dorf bauen zu lassen. Damit flehte sie Gott um einen Erben an. Das Kind kam, und sie betete um seine Gesundheit. Wolfram war kerngesund und überwachte selbst den Bau der Kirche. Bis zur Vollendung dauerte es zwei Jahre. Kaum war sie eingeweiht, brach der Typhus im Land aus. Wolfram war sein erstes Opfer. Großmutter Hedwig blieb nur die Tochter, Luises Mutter. Seit Luise von dieser tragischen Geschichte wusste, war sie mehr abergläubisch als gläubig. Sie wollte Kinder haben und nicht an kleinen Gräbern weinen müssen. Daher kam die Hedwigs-Kirche nicht infrage.

Madeleine wusste von diesen Hirngespinnsten ihrer ehemals besten Freundin und zukünftigen Schwägerin nichts. Sie beharrte auf ihrem Recht, im schönen Millbacher Elternhaus zu heiraten. Das Nebengut Rosnion im Oberschlesischen war ihr, zumindest was die Hochzeitsfeier betraf, zu schlicht. Es nutzte nichts, dass die beiden im Ursulinenkloster am Breslauer Ritterplatz jahrelang zusammengehalten hatten, jetzt waren sie sich spinnefeind. Nur in einem waren sich die Bräute einig: Jede wollte ein Fest für sich allein. Obwohl sie sich das in den Internatsjahren oft ausgemalt hatten, wünschten sie keine Doppelhochzeit. Beim Federschleißeln zankten sie miteinander, wer im Schloss Millbach heiraten durfte und wer mit Oberschlesien vorliebnehmen musste. Madeleine bestand auf ihrem Vorrecht, weil sie ein Jahr älter war. Prompt erwiderte Luise, Hubertus sei älter als Nikolaus, also müsse er wählen. Selbstverständlich würde er wählen, was sie wünsche.

»Sei dir nicht so sicher, bisher hat Hubs immer getan, was ich wollte.«

»Das wird sich zeigen«, höhnte Luise. »Außerdem, sag doch nicht immer Hubs, das ist scheußlich.«

»Wie ich meinen Bruder nenne, geht dich, liebe Luse, gar nichts an.« Madeleine warf den Kopf in den Nacken, dass der Goldschopf nur so flog.

»Hubertus ist Erbe von Schloss Millbach, selbstverständlich wird er dort heiraten!«

»Millbach ist mein Elternhaus, nicht deins, dort werde ich auch meine Kinder bekommen!«

»Wenn du überhaupt welche kriegst«, zischte Luise, und die Gänsefedern stoben so durch die Küche, dass sich einige in Madeleines Haar verfangen.

»Pass doch auf!«

»Du bist bloß neidisch, weil Rosnion kleiner ist als Millbach.«

»Und du, weil du keinen Grafen abkriegst, sondern nur einen Baron. Aus der Comtesse wird eine Baronin Luse Soundso«, spöttelte Madeleine.

»Was willst du eigentlich?« Luise klang auf einmal versöhnlich. Sie fasste in den flaumigen Berg Federn, füllte sie in einen Sack und stellte sich vor, im Ehebett ihren Kopf auf das blütenweiße Gänsefederkissen zu legen. »Du kannst auf Schloss Jawrnizno heiraten, wenn dir das Nebengut Rosnion nicht prachtvoll genug ist.« Sie dachte an die Hedwigs-Kirche, überlegte, dass dann Madeleine dort getraut werden würde, und stellte sich vor, wie das strohblonde Haar der Schwägerin über den Kindergräbern ergraute. Bei dem Gedanken verdunkelten sich ihre Augen. »Mautz hat sicher nichts dagegen. Ich kann mit ihm darüber reden.«

Aber Mauritz war nicht einverstanden. »Wenn jemand auf Jawrnizno heiratet, dann bin ich es«, machte er seiner Schwester klar. Luise hatte nicht berücksichtigt, dass Mautz,

obwohl er älter war als Nikolaus und sie, noch immer keine Verlobte hatte und weit und breit auch keine in Aussicht hatte. Die Vorbereitungen für diese beiden Hochzeiten gingen ihm sichtlich auf die Nerven. Er hatte mit dem neu gebauten Kalkwerk zu tun und somit ganz andere Sorgen.

Also sollten Nikolaus und Hubertus miteinander aushandeln, wer in Millbach heiratet. Die beiden zukünftigen Schwäger dachten nicht daran, sich wegen einer derart unsinnigen Frage zu streiten. Sie respektierten sich gegenseitig und ließen jeweils dem anderen den Vortritt. Sollten sich die Frauen nur zanken! Die Männer vereinbarten in der Zwischenzeit Einladungen und gemeinsame Jagden. Hubertus war erpicht darauf, einen von Nikolaus' Zuchtbullen günstig zu kaufen. Vom Schwager Mautz erhoffte er im Tausch gegen einen seiner wertvollen Millbacher Kutschwagen zwei Mutterstuten aus der Huzulenzucht, eine kleine, wildpferdeähnliche Rasse aus den Karpaten. Die Verwandtschaft wurde ihm mit dem neuen Kalkwerk noch interessanter.

Es nutzte nichts, ohne Brautwerber ließ sich keine Entscheidung herbeiführen. Entgegen dem alten Brauch übernahmen statt der Paten die Väter der beiden Geschwisterpaare das hochoffizielle Amt. Gleichzeitig ließen sie sich zum Hochzeitsbitter, dem Huxtpeter, ernennen, einer Art Zeremonienmeister für die Feierlichkeiten. Die Brautväter hatten in weiser Voraussicht alles in eigene Regie genommen und trafen sich zu einem Gespräch in Breslau. Valentin Graf Manowski vertrat in Breslau den oberschlesischen Landwirtschaftsverein, weshalb er regelmäßig in der Stadt zu tun hatte. Leonhard von Tesch-Kamintz nutzte jede Gelegenheit, aus dem malerischen Millbach für zwei oder drei Tage in die Großstadt zu flüchten. Die Väter saßen zu Tisch im Hotel Metropol, erzählten sich Neuigkeiten aus den europäischen Fürstenhäusern und versuchten, das eng geknüpfte Ahnen- und Verwandtschaftsnetz zu entwirren. Dabei bemitleideten sie eine Tante oder Cousine – ohne Gotha war das nicht auf Anhieb zu entscheiden –, die einen immensen Erbteil an ihre Schwester beziehungsweise den habgierigen Schwager hatte abtreten müssen und deshalb fast ein ganzes Fürstentum nahe Breslau gegen ein schäbiges Gutshaus in diesem gottverdammten Kreis Kreuzburg eingetauscht hatte und dort vereinsamt ihre Tage fristete. Sie kolportierten weiter die Äußerung ihres reichen Plawniowitzer Verwandten, der die oberschlesische Zentrumspartei anführte und einmal gesagt haben soll, den oberschlesischen Polen müsse man aufs Maul schlagen, was er später dahingehend revidierte, dass er nur die großpolnischen Agitatoren gemeint habe. Sie schämten sich eines gottlob weit entfernten Verwandten Veters Suski dritten Grades von Valentin und vierten Grades von Leonhard, der soeben in vierter Ehe eine sogenannte Dame aus Berlin namens Lulu mit einem sogenannten Salon geheiratet hatte, und vermieden dabei jenes Wort, das diesen Salon genauer bestimmt hätte. Eine Weile hielten sie sich mit Anspielungen auf, doch sie kamen nicht recht weiter damit und gingen zur Politik über. Sie lächelten über Londons Liberale, die von Königin Viktoria noch immer nicht ernst genommen wurden, und lästerten über Frankreich, weil dort seit Neuestem anscheinend Schriftsteller Politik machten. Das war wirklich unerhört: Vor einem Jahr musste dieser unflätige Romancier Emile Zola nach England fliehen, weil er sich in provokanter Weise in die Dreyfus-Affäre eingemischt hatte, jetzt wurde seine Heimkunft pompös gefeiert, da verstehe einer die Franzosen!

Valentin paffte an seiner Havanna. Leonhard zwirbelte nach jedem Schluck Bier seinen mit Schaumbläschen verzierten Schnauzbart. Bei diesem Bart kam Valentin verblüffend deutlich Kaiser Wilhelm in den Sinn. Der Gedanke an den Kaiser erinnerte den Landwirt an den gleichnamigen Kanal und löste seine uralte Sehnsucht nach Wasser aus, nach dem fernen, fremden, dem nie gesehenen Meer. »Einmal von der Ostsee durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal zur Nordsee fahren, eisiger Wind, Geruch von Tang«, so stellte er sich das vor, »das muss herrlich sein!«

Leonhard gab ihm recht. »Mit dem Kanal hat der Willem eine gute Tat getan. Sobald unsere Söhne die Güter übernommen haben und länger als drei Tage ohne uns zurechtkommen – die Jungfrau Maria sei gesegnet, wenn die beiden einigermaßen patent sind –, dann leisten wir uns diese Fahrt, komme, was da wolle.«

»Darauf muss angestoßen werden.«

»Prost.«

»Auf unsern kaiserlichen Willem!«

Valentin schnitt sich eine neue Havanna zurecht. Leonhard orderte eine weitere Runde Bier.

»Was machen wir nun mit den zänkischen Bräuten?«

»Feiern wir eine Doppelhochzeit«, schlug Valentin vor.

»Wenn zwei Geschwisterpaare über Kreuz heiraten, gibt das ein schönes Quartett.«

»Aber nicht in Millbach.« Leonhard scheute den Rummel in seinem Haus und suchte nach einer Ausrede. »Das Schloss ist zwar groß und kann sich durchaus sehen lassen, doch ich finde, es liegt für unsere hochhoffiziellen Gäste zu dörflich.«

»Das gilt für Jawrnizno erst recht. Was hältst du von Breslau? Das hier ist ein prächtiges Hotel, die auswärtigen Gäste wären vorzüglich untergebracht, und für die Trauung wählen wir die Kreuzkirche.«

»Gut! Wir lassen sie nicht in den üblichen Vierspännern fahren. Eine Quadriga als Hochzeitskutsche, das wäre was! Jeder wird sehen, dass sie zusammengehören.«

»Abgemacht!«

Sie einigten sich auf einen Termin im Juli und stießen auf ihre zukünftigen Enkel an. Wie leichtfertig sie diese Entscheidung über die Köpfe der beiden jungen Frauen hinweg getroffen hatten, wurde den Brautvätern erst bewusst, als sie sie zu Hause vertreten mussten. Wenn auch grundsätzlich galt, was das Familienoberhaupt bestimmte, so wurde es nicht leichten Herzens einfach hingenommen. Es gab Geschrei und Tränen, und man musste feststellen: Sogar in Schlössern knallen Türen. Valentin blieb unerbittlich, da nutzte auch die Fürsprache von Luises Mutter nichts. Leonhard hätte seiner Tochter gern nachgegeben, wagte es jedoch nicht, er hätte sich vor Valentin glatt blamiert.

Die Töchter waren wohlgezogen. Auch wenn sie wüteten und schimpften, wussten sie immer, was sich gehörte. Luise war zufrieden, nicht in der Hedwigs-Kirche von Jawrnizno getraut zu werden. Madeleine tröstete sich mit der Vorstellung, dass ihr prächtiges blondes Haar auch in Breslau gut zur Geltung kommen würde. Nur dass sie zusammen heiraten sollten, das sahen sie bis zuletzt nicht ein.

Schließlich wurde die Doppelhochzeit angekündigt. Die ganze Stadt begrüßte das Ereignis. Eine aufsehenerregende Quadriga aus Schimmeln trabte durch die Breslauer

Straßen. Die beiden Brautpaare wurden von allen bewundert. Die Menschen winkten ihnen zu. Zu Beginn der Feier wurde im Fürstensaal des Hotels Metropol eine klassische Quadrille getanzt.

Die Hochzeitsfeier wurde eines der letzten großen gesellschaftlichen Ereignisse des ausgehenden Jahrhunderts in Breslau. Kaiser Wilhelm schickte einen Hohenzollernprinzen, der den Bräuten ordnungsgemäß einen Handkuss gab, ohne ihre Hände mit den Lippen zu berühren, ihnen dann die kaiserlichen Glückwünsche aussprach und Schmuck überreichte, ein durchaus gewagtes Hochzeitsgeschenk. Zum Glück hatte er für beide nicht dasselbe mitgebracht. Luise erhielt goldumrahmte Saphir-Ohringe, die zu Madeleines blauen Augen besser gepasst hätten als zu ihren grünen. Madeleine bekam eine Perlenkette, die mit Luises fast schwarzem Haar deutlicher kontrastiert hätte als zu dem Blondschoopf. Die Mütter waren gerührt, die jungen Ehemänner stolz auf ihre schönen Frauen. Mauritz, dem die Hochzeit seiner jüngeren Geschwister bisher nur nervenaufreibend lästig erschienen war, war darum bemüht, das gesellschaftliche Ereignis, wenn er es schon durchstehen musste, dann wenigstens für sich zu nutzen. Er suchte ein Gespräch mit dem Prinzen und wollte ganz nebenbei seine neueste Errungenschaft, das Kalkwerk, erwähnen. Der Prinz aber sprach ihn auf den Vetter Suski und dessen Salondame Lulu an. Man müsse diesen, in ungehöriger Weise den Ruf der Adelshäuser schädigenden Suski Graf Manowski samt seiner Dirn ..., versprach er sich beinahe und verbesserte sich, mitsamt seiner Dame aus dem Familienverband ausschließen, wolle man weiterhin mit den Hohenzollern – vom Kaiser ganz zu schweigen – verkehren, mahnte der Prinz im Namen seines erlauchten Vaters. Mauritz blieb nichts anderes übrig, als dies zu bestätigen. Auf Beifall für sein Kalkwerk hoffte er nun nicht mehr. Er verbeugte sich vor dem Prinzen und sah zu, dass er ihm kein zweites Mal begegnete.

Valentin bekam von der Unterredung seines ältesten Sohnes und zukünftigen Familienoberhauptes mit dem Prinzen nichts mit und paffte gut gelaunt an seiner Havanna. Zur Feier des Tages trank er Wein statt Bier. Leonhard war auch an Festtagen Bier lieber, und er wischte den Schaum aus seinem Schnauzer. Luise hätte den Schmuck gern getauscht. Sie verbot es sich aus Stolz, wünschte sich dennoch die Kette um den Hals. Dabei stellte sie sich vor, wie die Perlen von schwarzseidenen Haarwellen umspielt würden, doch hätte sie Madeleine die Saphir-Ohringe nicht wirklich gegönnt. Luise flirtete mit dem Prinzen und schickte giftige Blicke zu ihrer Schwägerin. Madeleine machte der Myrtenkranz auf ihrem Haar zu schaffen. Schließlich nahm sie ihn ab und schüttelte den Strohkopf, dass er unter den Kronleuchtern wie Goldstaub flirrte.

Der so früh begonnene Streit der beiden zänkischen Damen entbrennt immer wieder neu und wird lange nach ihrem Tod noch weitererzählt, bis er, zur Legende erhoben, für alle Nachfahren zum Charaktermerkmal der Jahrhundertwende wird. Beharrt Luise im Sinne des Prinzen auf dem Ausschluss Suskis aus dem Familienverband, geht Madeleine in Opposition und verteidigt den Vetter aus Berlin. Genau genommen sind sie sich in ihrer Sturheit ähnlich. Sie könnten wie in den Internatsjahren Freundinnen sein. Vielleicht sind sie insgeheim Verbündete, haben in der jeweils anderen ein Ziel für ihre Rebellion gefunden, müssten sonst gegen die eigenen Väter aufbegehren und könnten ihre Mütter nicht mehr achten, müssten die Konvention und alles, was dazugehört, ablehnen, was sie gezwungen hätte, ein anderes, unbekanntes Leben zu führen. Womöglich ist ihnen die gegenseitige Konkurrenz die einzige Chance, den Generationskonflikt nicht aufkommen zu lassen. Sie kanalisieren ihren Hass. Darin respektieren sie sich. Undenkbar, was geschähe, würden sie sich solidarisieren.

Malu spürt Anteile dieses Eigensinns in sich. Vor allem mit Robin zusammen ist sie gern störrisch, gerade weil er so angepasst ist, weil er es mir so leicht macht und immer auch das will, was ich vorschlage. Dabei würde ich mir wünschen, dass er unbedingt die Uffizien besichtigen will und ich den Bargello, oder umgekehrt, dass ich mir einen Bummel vom Ponte Vecchio über die diversen Piazze zu den Uffizien vorstelle, er aber auf der Galleria dell'Accademia und dem Piazzale Michelangelo besteht, natürlich wegen des berühmten Davids, dass er mich überzeugen würde und so schließlich der weite Blick vom Piazzale über Florenz ein gemeinsam erfahrener und später gemeinsam erinnertes sein könnte.

Robin bringt sie nach Hause. Der Bus hält vor einer Ampel, fährt wieder an, rollt über die Donaubrücke, am Schloss vorbei die ansteigende Straße hoch, eine fürstliche Kleinstadt. Die Sonne steht im Zenit und scheint auf den Asphalt, dass es blendet. Keine Schattenspiele auf der Straße, keine Musik aus dem Rekorder, aber die Hand auf dem Schenkel, Nylonstrümpfe zwischen Haut und Haut. Wenn ich von den Fingerspitzen über sein Handgelenk streiche, langsam vom Unterarm nach oben, weiß er, dass ich mit ihm schlafen will. Auf dieses Zeichen wartet er.

Ohne dass er sie gefragt hätte, behauptet Malu: »Heute habe ich keine Zeit.« Beinahe unmerklich zuckt Robin zusammen.

»Lohengrin muss noch geritten werden«, sagt sie schnell. Verdammte Lüge! »Außerdem habe ich Onkel Leo versprochen, ihm noch im Stall zu helfen.« Warum schwinde ich ihn an?

»Und morgen?«, fragt er vorsichtig, »am Sonntag wird es doch gehen.«

»Vielleicht nach dem Turnier.« Ich darf ihn nicht zu oft versetzen, sonst gibt er mir den Bus nicht. Schnell schaut sie zum Fenster hinaus, damit er ihre Gedanken nicht lesen kann. Wie gehässig von mir! Aber sie schämt sich nicht.

Robin hält vor ihrer Wohnungstür. »Gut, dann komme ich nachmittags zum Reitstall«, sagt er ergeben.

Malu nickt. Wir werden es in der Scheune tun. Sie gibt ihm einen Kuss, flüchtig, aber mit weichen Lippen, nicht zu viel, eher auf morgenweisend, ein Versprechen auch für mich. Robin fährt an, erst zögernd, als warte er auf einen Ruf, eine ihn zurückbittende Geste, die jedoch nicht erfolgt, er gibt sogleich Gas.

Malu wirft dem Bus eine Kusshand nach und öffnet die Tür zu ihrem Appartement. Eineinhalb Zimmer und ein Balkon mit Blick über die Stadt zum Schloss. Sie liebt ihre kleine Wohnung und würde doch die ihrer Mutter bevorzugen. Von Mamas Wohnzimmer aus kann man zur Hedinger Kirche und zum Prinzengarten hinübersehen. Das ist nicht schöner, aber dort ist der Pferdestall. Die Donau fließt direkt an der Koppel vorbei. Nur in diesem Blick fühle ich mich restlos aufgehoben.

Sie mischt einen Schuss Campari mit Orangensaft, holt den Atlas und macht es sich auf dem Balkon bequem. Noch immer die Grenzen von 1937. Die Karte zeigt Schlesien wie einen dicken, nach rechts unten neigenden Daumen mit schrumpeliger Haut.

Reisevorbereitung. Von Oberschlesien, dem Daumnagel, kommend, fließt die Oder wie eine Ader durch den Finger, an zwei winzigen Orten knapp hinter der Fingerkuppe vorbei: Jawrnizno und Rosnion, das wuchtige Schloss und das schlichte Gutshaus. Ein Stück hinter dem Daumengelenk, wo sich der Fluss in zwei Arme teilt und gleich darauf zusammenfügt, liegt Breslau. Zum Riesengebirge auf dem unteren Daumenschenkel hält die Oder gebührend Abstand. Dort ragt die Schneekoppe wie eine schneebedeckte Zipfelmütze hervor. Zu ihren Füßen ruht der kleine Ort Millbach, das malerische Schloss im Hufeisenschnitt. Die Werbung im Ohr: Schneeeee-koppee.

Suski in Berlin ahnte nichts von dem, was sich hinter seinem Rücken im Schlesischen zusammengebraut hatte. Weil die oberschlesischen Manowskis, nachdem sie genug über die Angelegenheit lamentiert hatten, sie für erledigt hielten und vergaßen, erlebten er und seine Frau, unbeschadet vom Familienzweist, den Anbruch des neuen Jahrhunderts. Lulus Salon blühte. Zu Luises Bedauern hielt man den Kontakt mit den Hohenzollern-Fürsten und -Prinzen ein wenig auf Distanz.

Madeleine hatte Heimweh. Sie erwartete ein Kind und hatte damit schon im ersten Sommer guten Grund, nach Hause zu fahren. In Millbach wurde sie von einem Mädchen entbunden: Livonia, die von Anfang an eigensinnig war. Das Baby wollte sich partout nicht schlafen legen lassen. Das Kindermädchen hatte es unentwegt herumzutragen, im Schloss und im Park, und kaum hatte es die Kleine in Kinderwagen oder Wiege gebettet, schrie sie von Neuem los vor Hunger oder Bauchschmerzen oder einfach Unwillen. Alle Erziehungsregeln und Ratschläge von Müttern und Tanten nutzten nichts, die kleine Livonia bekam ihren Willen, und wenn das Kindermädchen nicht mehr parierte, sprang Madeleine auf und rannte zu ihrer schreienden Tochter. Bald nannte niemand mehr das Kind Livonia, der Name war zu schön und geschmeidig für dieses dominante Wesen, man sagte Liv und dachte an Leben, Lebenswut.

Zeitweise war auch der alte Valentin aus Jawrnizno in Millbach zu Besuch, um seine Enkelin zu begutachten, das Schloss und die Ländereien überließ er derweil der Obhut seines Sohnes Mauritz. »Sie hat störrisches Haar wie die Mutter«, erklärte Leonhard, »aber dunkel.«

»Und ach wie nette Pausbäckchen«, freute sich Valentin und paffte dem Säugling mit der Havanna ins Gesicht.

Die beiden Großväter amüsierten sich über das hektische Treiben im Haus, nichts brachte sie mehr aus der Ruhe, da müsste man schon einen Krieg anzetteln, und sie verbündeten sich insgeheim mit dem herrschsüchtigen Enkel, der aus Versehen eine Enkelin geworden war, gegen alle Weiber und ihre Hektik und ihre Raffinessen und ihr Gekeife und Geschelte. Zum Beispiel von Luise. Die war gemein und verhöhnte Madeleine, nicht zuerst einen Jungen geboren zu haben. Mit ihrer Gehässigkeit machte sie der jungen Mutter das Kindbett schwer. Madeleine gab die Hoffnung nicht auf, Livs dunkelbraune Haare würden ausfallen und ebenso strohblond wie ihre nachwachsen.

Das Schicksal kehrte sich gegen Luise. Sie wartete über die Jahre vergebens auf Nachkommen. Madeleine war so niederträchtig, ihr das ein Lebtag vorzuhalten. Damit rächte sie sich. Während Livonias Haarpracht dunkel und struppig blieb, was ihre Mutter voller Missfallen feststellte, während ihre Bäckchen fülliger und das kleine Geschöpf mit dem jungen Jahrhundert allmählich älter wurde, wollte sich bei Tante Luse, der man bei jeder Begrüßung – das hatte das Kind früh bemerkt – immer rasch auf den Bauch und ganz schnell wieder wegsah, absolut nichts einstellen. Luises vergebliches Warten auf Nachkommen war wie ein Fluch. »Das ist die Strafe dafür, dass du mir damals im Streit um die Hochzeit Kinderlosigkeit geradezu gewünscht hast«, hielt Madeleine ihr vor, »da

nutzen auch die Zuckerstückchen auf dem Fensterbrett, um den Storch zu locken, nichts.« Luise lachte bitter und dachte an die Hedwigs-Kirche, dass man sie dort hatte taufen lassen und sie gewiss deshalb diesem Schicksal ausgeliefert war. Manchmal zerflossen ihre smaragdgrünen Augen in Tränen, oder sie wurden matt wie Onyx, dann aber tröstete sie der Gedanke, dass ihr ohne die Kinder auch die kleinen Gräber erspart blieben. Mauritz hatte endlich eine Braut gefunden. Valeria Gräfin Lischma aus Reizenberg war zwölf Jahre jünger als er und klein, aber biegsam wie ein Spargel. Sie war viel zu nett für Mautz, Luise und Madeleine waren sich ausnahmsweise einig, und sie fragten sich, ob an dem muffigen Gutsherrn von Jawrnizno etwas dran sei, das sie übersehen hatten. Um Valerias Gunst buhlten sie vom ersten Kennenlernen an. Sie sahen in der knabenhaften Frau mehr als nur eine Schwägerin, sie erkannten eine mögliche Freundin und suchten in ihr das, was sie sich vor Jahren gegenseitig zerstört hatten. An sich litten sie unter der zerrütteten Freundschaft und hofften, in Valeria jeweils eine Verbündete für sich allein zu finden. Beide zeigten sich der Jüngeren gegenüber besonders liebenswert und besorgt, wodurch Valeria das seltene Glück erfuhr, geradezu herzlich von der Verwandtschaft aufgenommen zu werden. In welche Familienverhältnisse sie eingeheiratet hatte, merkte sie erst, als es zu spät war.

Luise freute sich auf das anstehende Hochzeitsfest, war doch zu vermuten, dass der Prinz auch diesmal einen Besuch abstatten würde. Sie verpasste ihrem seidenen Haar einen modischen Schnitt, nicht zu kurz, sodass es ihr glatt ins Kinn und über die Stirn fiel und die auffallend grünen Augen betonte. Mitten in die Hochzeitsvorbereitungen hinein wurde die Familie von einem Skandal erschüttert. In Berlin war Lulu von einem Freier ermordet worden. Suski ließ sich nirgendwo blicken. Beides schien den Schlesiern halb so schlimm. Mit Lulus Tod würde nun der Familienname, den sie in den Schmutz gezogen hatte, wieder reingewaschen. Mauritz täuschte sich bitter. Der Salon der Gräfin Manowski machte nicht nur für kurze Zeit und nicht nur in Berlin Schlagzeilen, denn die Kriminalpolizei fand ihn so typisch für den Ort eines Milieuverbrechens, dass sie ihn samt seiner Ausstattung ins Kriminalistische Museum übernahm. So würde dieser Makel mit dem Familiennamen weiterhin verbunden bleiben, machte sich Mautz klar, als er die Neuigkeit erfuhr. Die Berliner, insbesondere die angehenden Juristen, würden auch in Zukunft mit dem Salon der Gräfin Manowski ein anrühiges Etablissement verbinden. Mauritz war erst wütend und dachte dann beschämt daran, dass man Suski schon vor Jahren aus der Familie hätte ausschließen sollen, aber auch er hatte sich liebend gern vor dieser Angelegenheit gedrückt. Um einer Kompromittierung durch die Hohenzollern zu entgehen, feierte er seine Hochzeit nicht, wie er ursprünglich bestimmt hatte, im Schloss, sondern weniger aufwendig nur im erweiterten Familienkreis, dafür aber traditionsgemäß im Elternhaus der Braut. Er brauchte niemanden aus den Fürstenhäusern einzuladen und keine Zurückweisung zu befürchten.

Luise weigerte sich, bei dem üblichen Kulissenspiel mitzumachen. Vor dem Prinzen hätte sie sich gern in verschiedenen Garderoben und Posen gezeigt und es genossen, wie die Zuschauer die lebend dargestellten Bilder erraten. So aber würde sie sich als Statistin in einem schlechten Theaterstück vorkommen. Sie beschimpfte Madeleine, die damals aus Trotz gegen Luse diesen Suski und seine Frau, ohne die beiden zu kennen, in Schutz

genommen hatte. Madeleine konterte: »Du bist doch nur auf den Prinzen und seine Juwelen aus. Du solltest lieber deinem eigenen Mann schöne Augen machen, vielleicht bekommst du von ihm Schmuck und ein Kind dazu.«

Drei Jahre nach ihrer Hochzeit bekam Valeria einen Sohn, Elias, den Erben von Jawrnizno. Alle freuten sich, besonders Madeleines Töchterchen, die es satthatte, immer nur Gouvernanten um sich zu haben. Doch Liv merkte bald, dass mit einem Säugling nicht viel anzufangen war. Als sie zehn Jahre alt wurde, bekam sie zusätzlich zu Cousin Elias einen Bruder. Madeleine fuhr kein zweites Mal zur Geburt nach Millbach. Ihr Heimweh hatte sie sich mit den Jahren abgewöhnt, und von Luse, die doch nur neidisch war, wollte sie sich im Kindbett kein zweites Mal mit giftigen Worten malträtiert lassen. Also kam Lex in Rosnion zur Welt. Seine Schwester Liv hörte erst die Schmerzensschreie der Mutter, dann das wimmernde Baby. Eines Tages würde er Gut Rosnion übernehmen, das stand von Anfang an fest. Liv wurde wie alle schlesischen Comtessen nach Breslau zu den Ursulinen am Ritterplatz geschickt, was einen Wutanfall bei ihr auslöste. Sie musste trotzdem hin. Sobald das Lyzeum in Karlowitz im Norden Breslaus fertig gebaut war, gehörte sie zu den ersten, die in dem neuen Internat wohnen durften, darauf war sie stolz. Auch ihre Cousine Samira aus Frohnau kam nach Karlowitz, und eine Freundschaft bahnte sich an. Die Ferien verbrachte Liv zu Hause oder in Millbach.

Wenn Madeleine mit ihren Kindern dort zu Besuch war, im Sommer zu Bergwanderungen, im Winter zum Rodeln und Skilaufen, prahlte sie vor Luise mit ihren wohlgerateten Kindern. Die wiederum hatte mal an Liv, mal an Lexl etwas auszusetzen. Liv war ungezogen, und Lex war noch immer in den Windeln. Mal plapperte der Kleine zu wenig, dann wieder zu viel. Was er mit seinen hellen Augen erblickte, musste er sogleich anfassen. Madeleine ärgerte sich, dass Luse ihren Kindern andauernd Elias als etwas Besseres vorhielt. Sie bemerkte nicht, wie die Schwägerin den Kindern zublinzelte, insgeheim mochte Luise die beiden, sie hätte gern selbst solche Prachtexemplare gehabt. Und wenn die Kinder gelegentlich ohne Mama im Schloss Millbach zu Besuch waren, wurden sie von Onkel Hubs und Tante Luse vorzüglich verwöhnt.

Plötzlich war Krieg. Das brachte die beiden Familienoberhäupter tatsächlich aus ihrer stoischen Ruhe. Leonhard wandelte Stunden über Stunden durch die Millbacher Parkanlagen, die Hände auf dem Rücken verschränkt, den Schnauzbart nicht, wie sonst, ordentlich gezwirbelt, den Blick nach innen gekehrt. Schwiegertochter Luse sah ihm die Sorgen an. Hubertus suchte das Gespräch mit seinem Vater, doch vergebens, Leonhard hatte seinem Sohn nichts mitzuteilen. Hubs legte schon mal die Uniform bereit.

Der alte Valentin in Oberschlesien, der sich 1870/71 als junger Husar unter Generalfeldmarschall von Moltke mit den Franzosen geschlagen hatte, jubilierte. Er holte sich ausgerechnet den temperamentvollen Huzulenhengst aus seinem Jawrniznoer Zuchtstall und legte einen wüsten Ritt zum Annaberg hin, bei dem er, ohne je durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal gefahren zu sein noch das Meer gesehen zu haben, tödlich verunglückte. Dabei hätte er ahnen müssen, dass ihn eines Tages der Tod auf dem Rücken eines Pferdes ereilen würde. Beim Franzosenkrieg war seine Stute unter ihm erschossen worden, es kam ihm wie ein Wunder vor: Er hatte überlebt. Doch ihm war zeitlebens bewusst, der Tod hatte sich mit Kriegsgeschrei und Hufegetrappel vorgestellt,

vor beidem hatte er sich in Acht zu nehmen. Mit Kriegsbeginn hatte Valentin vor lauter Begeisterung alle Bedenken vergessen und den Hengst zu immer wilderem Galopp angetrieben.

Bei der Aufbahrung legte man dem Leichnam einen Rosenkranz, den Valentin zu Lebzeiten nie gebetet hatte, in die gefalteten Hände, verhängte alle Spiegel, tauschte die Blumen im Haus gegen frisches Tannengrün aus und ließ die Sterbeglocke läuten. Zur Beerdigung kamen die Millbacher angereist, Leonhard in tiefes Schweigen versunken, sein Sohn bereits in Uniform, nur Luse war elegant und keck wie immer und fand, die Uniform stünde Hubs blendend. Dass dies die letzte Begegnung aller sein würde, ahnte wohl nur der Älteste von ihnen, Leonhard. Schweigend, wie er gekommen war, fuhr er mit seinem Teil der Familie ins Riesengebirge zurück.

Zeit zu trauern gab es nicht. Von einem Tag auf den anderen waren Nikolaus und Mautz nicht mehr da, sie wurden zur Front geschickt. Auch die gemusterten Pferde samt ihren schönen Halftern und neuen hölzernen Tränkeimern wurden für die Kavallerie zum Sammelplatz nach Groß-Strehlitz gebracht. Nur der Hengst, der für den Krieg zu wild war, und eine einzige Huzulen-Stute, die Valeria rechtzeitig versteckt hatte, blieben zurück. Die Kinder weinten. Sogar den Pferdeknechten standen die Tränen in den Augen. Bald darauf mussten Madeleine und Valeria mit Kindern und zwei Pferden nach Millbach fliehen, die russische Front kam gefährlich nahe an Oberschlesien heran. Diesmal stichelte Luise nicht gegen Madeleine. Schließlich ging es um den Verlust ihres Elternhauses. Nun wurde auch Hubs eingezogen. Nachdem die Russen dank Hindenburg bei Tannenberg zurückgedrängt worden waren, konnten Frauen, Kinder und Huzulen nach Jawrnizno und Rosnion zurück, die Männer blieben an der Front, in Russland, in Frankreich und am Balkan.

Außer zur Taufe ihres Neffen Lexl und, vier Jahre später, bei Kriegsbeginn zur Beerdigung ihres Vaters kam Luise niemals in die beiden Nachbardörfer Rosnion und Jawrnizno zu Besuch, sie war froh, der oberschlesischen Provinz entkommen zu sein. Madeleine konnte nicht verstehen, warum ihre Kinder in den Ferien immer wieder gern zu Tante Luse fahren und später sogar darauf beharrten, allein nach Millbach zu reisen, Mama solle ruhig ihren Tätigkeiten in Rosnion nachgehen. Im Krieg war ihr das allerdings recht. Es gab genug zu tun: Der Schwiegervater war tot, die beiden Großgrundbesitzer schlugen sich für die Heimat, anstatt sie zu bewirtschaften, da war sie mit Valeria für beide Güter, das Kalkwerk und die Kohlegruben verantwortlich.

Tante Luses Kutscher holte die Ferienkinder vom Hirschberger Bahnhof ab und fuhr sie nach Millbach. Das große schöne Schloss war fast leer, denn außer der Nichte und den beiden Neffen kamen in diesen Kriegstagen keinerlei Gäste zu Besuch. Luise hatte einen Flügel des Hauses für sich übernommen. Da der alte Leonhard nicht allein im anderen Flügel wohnen wollte, richtete er sich in einem kleinen Zimmer nahe seiner Schwiegertochter ein. Manchmal blieb sie ganze Stunden, auch einen Tag und einmal sogar über Nacht fort, dann quälte Leonhard die Einsamkeit. Aber es waren immer noch die Enkel da. Die vermissten Onkel Hubs und trösteten den Großvater. Mit einer Petroleumlampe in der Hand huschten die Kinder heimlich durch die Räume und Säle, fanden Verstecke und versteckten Geheimnisse. Manchmal verriet ihnen Opapa, was er

alles angestellt, was er später seinen Kindern verboten hatte. Es war wunderbar: Das Verbotene war den Enkeln erlaubt. Liv und Lexl durften in Millbach alle Erker durchsuchen. In Jawrnizno dagegen war ihnen ausgerechnet der Turm untersagt. Nie durften sie dort hinein, gerade deshalb nicht, weil sie es so sehr wollten. Sie verwünschten Onkel Mautz, der den begehrten Turm allein seinem Sohn Elias als Spielplatz überließ.